

Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich

Halle a. S., den 4. Mai

1921 / Nr. 103.

Seine Konkurrentin.

Roman von
Fritz Gaeber.

3. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Nachher überlegte Jakobus Langenstein unter atembeklemmender und einnebelnder Heißenqualmerzeugung: „Zu dumm, du dumm, daß du etwas in die Quere kommen mußt. Der Doktor wird nicht gerade angenehm überrascht sein. Daß die studierte Jungfrau auch gerade ausgerechnet auf Zschelin verfallen mußte. Nun ist sogar die Wohnung für Bogelgang futsch. Und nun siehst du, Jakobus Langenstein, wo du eine andere Unterkunft für ihn herbesuchen mußt.“ Hierauf verließ der Bürgermeister in ein verträgliches Grinsen, das er mit dem entzündlichen Vorhabe sich in keine Weise, um den Sitzfleisch, den weiblichen Doktor, künften zu wollen, sondern die verübte Ignoranz, dazustellen, glaubte zum Abgleich bringen zu müssen.

Ganz und gar entgegengelegenen Sinnes war in dieser Hinsicht der Amtsgeschäftsrat. Zu seinem Erkaunen hatte er am Tage des Besuchs Käthe Xenarius eine junge Dame im weichen Kleide, begleitet von zwei Nebenbuhlerinnen, im Nachbargarten beobachtet, die aber, nichts Wesentliches, für eine Bergwarte der Schulzen angingen.

Der aus dem Neugiermagazin Salomon von einem Einkauf zurückkehrende Anton belegte ihn eines anderen.

„Was ist noch jagen wollte, Herr Amtsgeschäftsrat, mit unger erwarteten neuen Nachbarhaft? Ist's sojuzagen, wenn ich so jagen soll, janzeter Ehon?“

„Wie? Jich?“ Thomjen sah neugierig in das verschlagene Spitzbüchergesicht seines Vorgesetzten für alle Verständnis.

„Der Herr Amtsgeschäftsrat heuen daß getraut die junge Dame in Weisß nebenan beobachtet. Die Kad agerita mit dem beiden Schärferhunden? Sojuzagen eine schände Person, wenn ich so jagen soll.“

„Du schenst dich in deine weiße Westen verließt zu haben, du Schlin, e? Mach' mir keine Witsje. Ja, und was ist mit dieser „Schinane“ Person?“

„Berlieben?“ Anton orientierte. „Das wäre für unsern doch nichts. Denn der Herr Amtsgeschäftsrat werden doch nicht glauben, daß ich meine Augen zu einer gebildeten, studierten Dame sojuzagen erheben könnte. Denn das keine Fräulein ist Doktor und will sich sojuzagen nebenan niederlassen.“

„Wenig, du bist verrückt!“

„Ja hab's vom Salomon, Herr Amtsgeschäftsrat!“

„Wieser Pfeffer! Ist ein notorischer Wägenrieger. Wie kommt du dir von ihm einen solchen Klendären aufbinden lassen?“

„Er hat's von der Schulzen nebenan. Sie hat's für wahr erzählt, sojuzagen.“

„Von der Schulzen?“ Thomjen lächelte laut und ließ seinen verhaltenen Zigarettenstern nördlich zwischen den Lippen hin- und herwandern. „Dann ist es sicher wahr.“

„Es soll wahr sein, Herr Amtsgeschäftsrat. Am 1. Oktober zieht das Fräulein Doktor nebenan ein.“

„Und will Zschelin bebodern?“

„Wie es heißt, ja. Als Raasfolgerin des Diden, sojuzagen.“

Thomjen sah alle seine glänzlichen Schach- und Schachschach-Pläne in ein Nichts zerrennen. Er warf den zu einer unheimlichen Waise vererbten Zigarettenstempel durch das offenerlebende Fenster in den Garten und sagte: „Das wäre eine grenzenlose Gemeinheit, Herr Anton. Da sollen gleich schandvolle Donnerwetter dazwischenfahren.“

„Allerdings, Herr Amtsgeschäftsrat. Es ist sojuzagen gegen untern Willen.“

„Ja!“ sagte Thomjen mit einem giftigen Lachen. „Wenn wir wirklich solchen weiblichen Plöckerflaster in unsere nächste Wäse bekommen sollten, dann wollen wir ihn.“

„Begegnen, sojuzagen,“ glaubte Anton verständnislos zu bedenken zu müssen.

„Darüber spricht man nicht, Anton. Jedenfalls wollen wir uns der erwartenden Nachbarin mit liebevollster Aufmerksamkeit annehmen, sie nicht aus den Augen lassen, sondern alles tun, um ihr das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Du hast mich doch verstanden?“ Thomjen lächelte höhnlich.

„Vollkommen, Herr Amtsgeschäftsrat. Bis hin, wie Sie wissen, sojuzagen nicht auf den Kopf gefallen.“ Das Rädeln seines Herzens fand bei Anton eine getreue Wiederholung.

„Es ist gut, Anton. Wenn das zu erwartende Unglück wirklich über uns hereinbrechen sollte, dann werden wir ihm würdig zu begegnen wissen. Und nun nimmte dich. Es ist sechs Uhr. In einer Stunde wird die Sabine da sein. Brate die Kartoffeln recht knuspig. Du weißt, so ist die Sabine geru. Und das Käthe mit recht viel Schnittlauch. Auf dem Beet neben der Nachbarbarrakade steht besonders schöner. Bäcklinge hast du von dem Pfefferjard doch mitgebracht und den Kräuterleise auch?“

„Alles, Herr Amtsgeschäftsrat. Der Salomon sagte, der Kräuterleise wäre sojuzagen delität. Besonders delität.“

„Das wird sich so gehören. Damit brauchst er sich gar nicht die zu tun. . . Ich harle noch die Gartenwege, bis die Sabine kommt.“

4.

Die mit knuspigen Kartoffeln, Rädeln mit Schnittlauch, Bäcklingen und Kräuterleise erwartete Sabine Thomjen befand sich unterdessen von Kürtin her auf dem Heimwege, wie gewöhnlich von dort aus das Rad herumgeleitet. Die Freude auf den Sonntag dahin sprach aus ihren Zügen und machte ihr schüchternes Gesicht noch angenehmer. Ein engangesenes, grau-grünes Ledersattelband leitete sie vorwärts und erhobte in Gemeinschaft mit dem led getragenen Ledersattel das Netz ihrer Erscheinung. Die glänzenden Augen von der Farbe reifer Brombeeren leuchteten der sitzenden Sonne nach. Und die feingestrichelten blühenden Lippen, leuchtend wie Korallen, waren übermäßig gelblich und leuchteten in leinen Zähnen ein kleines Schmelzerleuchten in die Welt, die sich jedem zum Schmale räutete und in die janzten Schleier der von dem Wissen ausgehenden Weibel hüllte.

Sabine Thomjen galt bei den Weiblichen, aber nicht der Gartenbauhülle in Frankfurt als ein fröhlicher Mensch, und war als guter Kamerad geschätzt. Mit ihren zweizehnjährigen Jahren eine der ältesten Schülerinnen, genöß sie eine gewisse Autorität bei dem „jungen Gemisch“ und wurde in kritischen Fragen häufig als letzte Instanz angesehen. Ihre Erscheinung war

so etwas wie ein Evangelium. „Die Bine hat's gefügt.“ hieß es, wenn Bürgerleuten der Zweifelhaft den Boden zu bereiten sich unterfingen, und genigte als das Wort, das auch die letzte Opposition mundtot machte.

Sabine hatte bei ihrem Eintritt in die Gartenbauhülle mehr einem Wunsch ihres Vaters als ihrer Neigung Folge gegeben. Zwar liebte sie die Natur mit einem Enthusiasmus ins Schwärmerische sehr, neigte aber mehr zur sinnigen Betrachtung ihrer Reize als zur praktischen Betätigung. Aber sehr bald war ihr auch die Idee etwas durchaus Viebes geworden. Sie gehörte zu den Menschen, die der Sade, der man sich widmet, auch daran die besten Seiten abzugeben können verstehen, wenn man vorher gute Seiten zu entdecken nicht in der Lage war. Sie hatte anfänglich beabsichtigt, nur an einem halbjährigen Kursus teilzunehmen und dann nach Hause zurückzukehren. Nun war sie schon im dritten Semester fort, betrieb alles gewissenhaft gründlich und trat sich mit dem Gedanken, nach Beendigung des vierten Semesters in eine große mittelbayerische Handweidgärtnerei als Botanikerin einzutreten. Schon hatte sie sich einem Spezialzweig, der vielkultur, zugewandt und durch Züchtung einer Chromoblen, großblumigen Neupflanz die Aufmerksamkeit in Fachkreisen erregt.

Wer sie so, wie sie jetzt als schöne Kabinenrätin und gewandte, den led-träglichen Ausdruck auf dem schönen Gesicht, dahinjährt, beobachten konnte, der hätte es wohl nicht für möglich gehalten, daß sie drüben in Frankfurt im geräuschlosen Arbeitsstiel vor einem Leinwandtuch, um Kelleneingänge zu machen oder mit ersten Augen über ein Buch gebeugt sitzen konnte um eine Abhandlung über Befruchtung zu korrigieren. Viel eher hätte man in ihr die elegante junge Dame ohne irgendein Zeug für das Leben vermutet, die von einem Kabaisluge zur Verbeugung des Appetits oder der Knautruhe zurückgegriffen und bei der es allenfalls zu einem oberflächlichen Interesse für einen Roman oder für eine Handarbeit zur Verbesserung der Aussteuer reicht. Das kleine Schmelzerleuchten war längst zu Ende. Der letzte Abendwind hatte die hüpfende Weibchen auf gärtlichen Pfägen in die rosenrote Weite getragen und sie den goldbehaarten Kämmerwölken am Horizont vermaßt. Kabinens Gebanlen hatten eine Fahrt ins Land der Träume unternommen und ihre Herrin mit dem Rade allein gelassen.

Man sagt, daß es nie gut tue, wenn man beim Radeln trauere. Noch dazu, wenn es bergab geht und der Weg sich das Ertraverengnisse einer Kurve gestattet. Ganz und gar unangenehm ist sich die Sache aber dann zu, wenn sich zu einer radelfahrenden Träumlerin, einem abfallenden Hügel und einer trümmereckenden Straße ein lustvollender Träumler gestellt, der sich in entgegengesetzter Richtung bewegt.

Diese Zusammentreffung der Dinge trat plötzlich ein und wurde durch Friedrich Bogelgang veranlaßt, der seine gedrückte Gemütsverfassung vor den Zoren Zschelins spazierenführte.

Als Sabine Thomjen ihn und er Sabine Thomjen sah, hatten sie sich so weit genähert, daß auf beiden Seiten an ein Ausweichen nicht mehr zu denken war. Und trotz des schrillen Klingelzeichens, das Sabine noch ganz mechanisch gab, und des entsetzten Aufschreis, der aus ihrem Munde kam, wäre ein harter Zusammenstoß unvermeidlich gewesen, wenn der Doktor nicht noch im letzten Augenblick die Weisheitsgegenwart besessen hätte, seine Arme auszutenden, um Sabine in ihnen aufzufangen.

Diese gänzlich unerwartete und ungewollte Umarmung, weniger zärtlich als heilig, bemehrte Sabine zwar vor einem Sturz, konnte aber nicht verhindern, daß sie das Rad verlor, ein und abspitzigen mußte.

Als sie nach dem Verminden der ersten Bestärkung zu sprechen vermochte, sagte sie: „Verzeihen Sie meine Unaufmerksamkeit. Das hätte etwas Schönes werden können.“

„Es war doch etwas Schönes,“ meinte er mit einem ganz kalten Lächeln. „Benutzest du mich. Ubrigens“ — sein Rädeln machte einem ersten Ausdruck Platz — „trug meine Unaufmerksamkeit nicht geringere Schuld als die Ihre. Ich bitte also ebenfalls um Entschuldigung.“

Während er ihr beim Wiedereintritt des Rades behilflich war, überlegte er mit heftigem Nachdenken, wo er das Gesicht der jungen Dame schon gesehen habe. Er glaubte sogar, ihren Namen wissen zu müssen. Wo und wann hatte er ihre Bekanntschaft gemacht? Ein neuer, grübelnder Wind in ihr halb abgewandtes Gesicht, dem offenbar eine peinliche Verlegenheit eine liebliche Räte verleiht, schenkte ihm das Erinnerung. Das waren ja die Haßlich reinen Züge des Wildes aus Thomjens Schreibstisch. Also seine Tochter. Und richtig; heute war ja Sonnabend. Da kam sie jetzt sicher von Frankfurt und war auf dem Heimwege.

Er lächelte ob dieser merkwürdigen Art des persönlichen Bekanntwerbens mit Sabine Thomjen. Und als er zur Seite trat um ihr den Weg freizugeben, sagte er: „Ich hatte das Vergnügen, Ihnen schon vor diesem etwas gemaltätigen Zusammenstoß zu begegnen, wenigstens im Bilde, Fräulein Thomjen.“

Sie stuchte und sah unglücklich in sein Gesicht. „Ich muß leider sagen, daß Sie mir völlig fremd sind.“

„Das glaube ich gern. Aber Sie gestanden, daß ich mich Ihnen bekannt machte.“ Er nannte seinen Namen und berichtigte kurz aber seinen Besuch bei ihrem Vater.

„Ah!“ sagte sie mit unvorstellbarer Heberausführung, „der neue Herr Doktor. Das ist ja interessant.“

„Sie meinen, die Art, wie Sie meine Bekanntschaft machen, ist interessant.“

Sie lachte hell. „Das auch, allerdings. Aber nun mindestens ebenso interessant ist es, zu erfahren, daß Sie unseren Zschelin in Ihrer Paten wieder einen Art gegeben haben.“

„Dem man schon noch nicht acht Zagen seines Hierseins an den Kragen will,“ hätte er am liebsten hinzusetzen mögen. Aber er unterdrückte die bittere Bemerkung und sagte: „Der die Hofstuna hat, der Nachbar Ihres Herrn Vaters zu werden, Vorläufig bin ich noch demjenigen, wenn ich den Vorbesitz des Wohnens im „Grünen Hecht“ außer Betracht lasse. Aber ich halte Sie auf, Fräulein Thomjen. Sie wollen gehen.“

Ein unglückliches Zaudern trat in ihr wie. „Ich habe es nicht so eilig. Das Rad möchte ich heute aberganz nicht mehr benutzen. Der Zusammenstoß hat mich etwas ideen und unsicher gemacht.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Ausreißer.

Stizje von
Max Adler.

(Nachdruck verboten.)

Peter ging, den neuen graugrünen Radlad aufgedeckt, in der Richtung des Anstentend hinab, reich durch die morgendlichen Straßen. Manahmal verweilerte er sich, ob das Lechtung noch in der Solentische hat. Dann lief er wieder schneller. Von Berlin B. bis nach dem Lehrter Bahnhof war ein gutes Stück Wegs; da mußte einer, der den Jahrgelbroschen sparen wollte, tüchtig ausstreifen. Denn ganz sicher war er eigentlich nicht, daß man ihn drüben brauchen werde. So wollte er jedenfalls das Geld für die Rückfahrt beifammenhalten.

Vor dem Bahnhof gefellte sich ein Mann in abgetragener Uniform zu ihm, und fragte ihn über seine Absichten aus. Es ergab sich, daß auch er, wie der Fremde so unbesangenen-lamerabachtlich plaudern neben ihm einberging, von dem hohen Wecht belebt war, als läge jetzt die größte Schwierigkeit — die des Steuermännchens in die neue Spähre — bereits weiter hinter ihm, vertraute sich dem Begleiter unumwunden an, und sein Vertrauen wuchs, als ihm jener aus seiner Praxis heraus in daterlichem Tone mit Ratshlägen und Warnungen diente.

Ob er schon eine Fahrkarte für Kriegsbesoldigte habe? Die läme nämlich bedeutend billiger.

Wie er dazu gelangen könne? Ganz einfach; er werde für sich zwei gleichlautende nehmen — eine für die Rückfahrt — und ihm eines der beiden Billette abtreten.

Peter leuchtete die Idee ein. Da war er ja aller Sorgen wegen der hohen Fahrtkosten überhoben.

Der Mann nahm den dargebotenen Fünfhundertmarktschein, Peters gelassene Reizefonds, den Keit wollte er zurückbringen. Die Karten bekommt er hier nebenan in der Bahnhofskasse.

Er verschwand durch eine Durchgangstür und kam nicht wieder zum Vorschein.

Peter wartete in dem brauenden Gemimmel der Bahnhofsvorhalle zehn, zwanzig, vierzig Minuten. Als er auf die Uhr sah, merkte er, daß der letzte Zug, der heute noch für ihn in Betracht kam, bereits abgegangen sein mußte.

Er biß die Zähne zusammen, um nicht laut loszujubeln.

Sollte er sich mit der Polizei in Verbindung setzen? Dann machte er sich von vornherein verächtlich. Und nach Hause? Dort würde man ihn sofort nach seinen Exparnismen fragen, die er sonst jetzt der Mutter zur Aufzuehrung überließ.

Sie hatte ihm den Schein obnedes nur ungeru mitgegeben; eigentlich nur deshalb, weil der angebotene Klassenausflug so früh hatfand und seine Zeit mehr zum Wecheln blieb.

Er hatte keine Wahl mehr. Die Brüden hinter ihm waren abgetrohen. Langsam, wie zerklüftet, drängte er sich durch das Gemisch der Reisenden ins Freie.

Es kam ihm alles als wäre er jedoch erst von einer langen Weile zurückgekehrt, als läge er die Straßen der Stadt zum ersten Male.

Nun konnte er also juchsen, wie er sich allein durchschlängeln. Der Hunger meldele sich. Er lehte sich in einer Anlage auf eine Bank und versetzte nach und nach den ephären Inhalt seines Radads. Dabei mußte er darüber lachen, wie wenig er seinem Appetit zugestehen hatte. Und mit dem Lachen kam ihm der alte Wagemut. Fürchten? — Mit der Zeit würde sich schon irgendeine Art von selbständiger Existenz für ihn finden, dabei erlebte er wenigstens etwas. Und für den allerghimmlichsten Fall hatte er ja sein Lechtung . . .

Voll Neugier und Erwartung, so, als wäre er am Ziel seiner Fahrt angelangt, schlenderte er durch Straßen, die er nie zuvor gesehen hatte. Er träumte sich in eine fremde Stadt.

Manahmal drang aus einem gedämmten Laden der Duft von getrockneten Mandeln, geröstetem Kaffee oder neuen Weißbrotkrumen, wie er ihn oft in den Gassen kleiner Brönngorte wahrgenommen hatte.

Als er schon gegen Nachmittag ging, kam er an einer Decke im äußeren Berlin. Er warde, aus der die dünnen, ungelungenen Löwe eines hinfälligen Knechtens drangen. Er ging hinein und bestellte für den letzten Großen, bei er noch irgendwo in einer Wüste vorand, ein Glas Bier. Während Herr Knoppe das Bier einstankte, hatte Peter seine kleine Tochter, die eben einjüngert mit einem hochbetagten, War weiß, man wir uns wiedersehen . . . über die vergifteten Laiken gehüpft war, teils durch Heberredung, teils mit Gemalt vom Knechtstahl verdrängt und die „Wondschneijonate“ zu spielen begonnen.

Das klang nun freilich anders, als es Herr Knoppe von seinen „Knechtstahl“ sonst zu hören gewohnt war. Nur ein bißchen zu leise, meinte er. Aber dann wurde es schon lebendiger in der Knechtstahl, und gegen den Schluß zu ging es richtig toll her. Die paar Wälte, die im Lokal waren, brachten ihre politischen Debatten plötzlich ab, um zuzuhören, und vor dem Eingang händen etliche Passanten, die ganz verbüst hinstarrten.

Als Peter fertig war und, ganz erschöpft von der Anstrengung, aus dem alten Kaffee etwas herauszuholen, sich erheben wollte, um sein Glas Bier auszuräumen, spürte er Knoppe's schwere Hand auf seiner Schulter.

„Bleiben Sie sitzen, junger Mann; bleiben Sie ruhig sitzen. Hier ist alles, was Sie brauchen. Es geht auf Regimentsumstürzen. Greifen Sie zu und spielen Sie weiter. Aber nun mal was recht Lustiges.“

Auf dem Pianino stand ein Tablett mit dem bestellten Glas Bier und belegten Stullen.

Nach und nach hatte sich das Lokal mit Neugierigen und Stammgästen gefüllt. Peter spielte unter dem sanften Druck der Knoppe'schen Aufmerksamkeit — die ganze Batterie frischgestellter Biergläser aufzumachen lag — „eine Länge“.

Vannersche und Schabert'sche Wäizer und sonstige Dinge von Qualität, die hier zwar nicht sehr hoch im Kurs standen, die man

edoch passieren ließ, weil sie wenigstens am Letzt die Richtung wählten.

Aber plötzlich brach er sich ab. Der Dunk und Lärm um ihn her, das Schmere Rier und sein eigenes überlauter Spiel, mit dem er sich Gewalt antat, hatten ihn beäugt. Er versetzte nur ein dumpfes, schmerzhaftes Bewußtsein der falschen Situation und des, den Kopf auf die Hände gestützt, den erwartungslos herbeikommenden Mann zugewandt, das Bild eines im Rannm Verorenen.

Was hätte noch davon gegeben, wenn er nun einfach, ohne Scham, hätte nach Hause gehen können! ... Aber konnte er das Ged nicht auf dem Ausstieg verlassen haben? Nein — man würde nachsehen und so erfahren, daß er überhaupt nicht dabei war.

Der Wirt setzte sich zu ihm: wach Engagementserverhandlungen. Er sollte heute im Tag fünf bis sechs Stunden spielen, seine Tochter unterrichten und dafür das Essen und hundert Mark Monatsgehalt bekommen.

Inzwischen ludte ihn das Angebot. Es war immerhin ein Anfang zur Selbständigkeit. Und eine abenteuerliche-romantische Frühstimmung lag über dem Ganzen, ähnlich jener, in der er heute morgen ausgegangen war.

Dann, während Annette wieder aufstanden war, um Gäste zu bedienen, und die allgemeine Aufmerksamkeit anderen Dingen zugewandt schien, begann er wieder leise und veräuselt zu spielen: Schumanns „Vogel als Prophet“.

Eine junge schwarzgekleidete Dame, die bereits längere Zeit vor dem Eingang schwebend hatte, war eingetreten und hatte sich ihm an einen Seitenisch gesetzt: so behut am, wie man in eine Straße tritt, wenn die heilige Handlung im Gange ist. War es möglich, daß es derartige hier gab? Söh und Weib lang der frohkräutige Ringelsum. Sie mochte die Augen schließen, damit niemand sehen könne, wie sie vor Sehnsucht und Trauer sich krümmte.

Irgendwo in der Nähe interlokte ein anzüglicher Bierboh, der offenbar die Zeit zu allgemeinem musikalischen Gefühls- explosionen für gekommen erachtete, breit und dröhnend: „In der Nacht, in der Nacht, wenn die Liebe erwacht ...“

Erstochen sah sie noch, wie der Klaviersteller, aus allen Himmeln der Verurteilung gerissen, den Deckel des Pianinos aufklappte, Mäße, Stöße und Studia ergriß und weinend zur Tür hinausströmte.

Die fremde Dame war bald hinter ihm her. An der fünften Strakenende holte sie den Flüchtling endlich ein. Sie hatte gemerkt, wie sein ganzes Weien aus den Angeln schlug, und sie wollte sich den Versuch nicht verdrängen lassen, es wieder einzurennen; vielleicht kam sie noch zurück, um anderer Anteil zu werden.

Sein erster Impuls war, davonzulaufen. Aber schließlich schämte er sich seiner überhasteten Schre, und als sie sich fundig um Wüß und von seinem Spiel zu sprechen begann, hatte sie sein Vertrauen bald gewonnen.

Aber Wirtzsch ist er bereits alt, natürlich! Und er wollte Klavier werden, Komponist. Und keiner sah, wie ihm die Schmeube benagte, wie die harten Ranten und Stachen der frohdisziplin seine dürstete Seele wund und blutig rissen. Und nun wollte man ihm sogar die Rußstunden entziehen, damit die Schulstunden nicht darunter litten. Da habe ihn die Verweisung gepakt; und der Drang nach dem großen Erlebnis der seeligen Freiheit, das da draußen irgendwo auf ihn wartete ...

Und er behielt ihr auch, wie er seine Sehnsucht kühen ge- müht und wie er von jenem Gaullier bis aufs Leber ausgeplündert worden sei. Und wie er längst wieder zu Hause wäre, wenn nicht die Entdeckung des erlittenen Verlusts zugleich seinen Minderwertigkeits anhalten müßte ...

Sie schaute nicht die ziellosen Zirkelwege des armen, ver- zerrten Jungens, nur durch ganz Berlin. Hatte sie nicht selbst mit ihrer trotz- und ziellosen Sehnsucht zu kämpfen? War sie nicht selbst von Heimweh gequält? — Vom Heimweh nach einem Menschen, der ihr ein Freund und Vaterhaus und Welt und Seligkeit gewesen war?

Sie hatte nun ihm nicht gehört, seit er damals, vor Jahren, in den Krieg gezogen war. Keine Kunde von Tod, Verwundung oder Gefangenenschaft hatte sie erreicht. Es war ein Schmerz, tiefer und lastender noch als jener der Frau und Mutter im Trauerjahr.

In Berlin der Güte und engelhaften Subt antaucht dies übermächtige Leid ihrem vollen Herzen, ruckte sich Abwendung und Trost im Irdischen der andern. Das war es, was sie antiecht, den maßeligen Pfaden der Gläubigerlosen nachzugehen ... Sie legte ihm ihren Plan vor. Wenn er die verlorene Summe von ihr annähme, so könne er noch heute in sein Heim zurückkehren, und niemand brauche zu wissen, wies sich als- dergleichen Möglichkeiten zwischen Anfang und Ende die sechs besessenen Tagen ...

Er ging langsamer, unruhig überlegend. Wieviel hing von diesem Entschluß ab! Seine Stimme überschlug sich vor Erregung und heimlicher Freude, als er antwortete: „Wenn es als Darlehen aufzufassen ist ...“ Und er bittte um ihre Adresse.

Das letzte überweilte sie. Als großer Tonkünstler werde er ja sicher ein in der Lage sein ... meinte sie scherzhaft. Und dann würde sie ihn schon wieder zu finden wissen.

Da mußten beide lachen. Er knüllte den Schen höflich und verwirrt in die Weiten- tische, während sich die Helixen mit flüchtigem Gruß seinem Pant entzog.

Spät abends betrat er das Familienzimmer. Das Gedäch- nis ihm stand auf dem Tisch.

Geht sie dort — es war noch niemand auf der Polizei- gemessen! Aber alle hatten sich anheimend sehr um ihn ge- sorgt.

Was denn eigentlich los war? — Ob, nichts Besonderes. Sie hätten sich nur etwas länger beim Fußballspielen aufgehalten ... Und in einem Wirtshaus, da war eine Dame, und die spielte Schumann — herrlich! Während er mit rotem Kopf ab, herrschte ein bedrücktes Schweigen. Wie wenn etwas Fremdes in der Atmosphäre läge.

„Und wo hast du denn das Geld?“ fragte endlich Mama. „Der. Es konnte mir nie- und was sein. Ein Kollege hat einwilligen für mich ausgeliegt.“

Und später, nach langer Pause: „Mutter — morgen beginnen wir im Konseratorium mit der Lehre vom „Sonnenstern“.“

Sie wußte nicht, wie es kam; aber es war etwas in seiner Stimme, was jeden Einwand ausschloß. Sie sog ihn an sich und lächelte ihm wortlos.

Theater im Reich.

Uraufführung in Chemnitz.

Der Sonnenstern, ein dramatisches Bühnenoratorium, Dichtung und Musik von Hans G. Lieber. Uraufführung in Chemnitz am 22. April.

Noch keiner zwang bisher die Tragödie von Rain und Abel zum endgültigen Bühnenliteratur oder musikalischen Werke. Auch der junge Ballische Tonsetzer Hans Stieber hat mit seinem Sonnenstern noch nicht das Gelingenstufen geschafft. Selbst ein Sonnenstern hat er bei seinem ersten Sprünge auf die Bühne doch zu groß treffen wollen. Immerhin: Es ist eine hübsche Lesestunde, die ernst genommen sein will. Schon der Dichtung selber, die von Stieber selbst herrührend, mit dem Mittels der Symbolik nach Vertiefung des unproblematischen biblischen Vorkurirs strebt: Abel wird von Rain, Coos Lieb- lingssohne, der dieht mit sich in die Hefe der „anderen“, der Sterblichen, nicht, erschlagen, weil er der Sonne das Auge, das Feuer, herunter holt, um Coos Liebe zu gewinnen. Lieber, flüchtig eigentlich, so lagen, doch alles aus im höheren Sinne symbolisch gedacht ist — überflüssig daher überhaupt aus das dem Palmeten in den Mund gelegt, zu Beginn des Werkes gesprochenes Geleitwort, das die Symbolik dem Hörer pathetisch ausbreitet. Nun ja: Es geht nicht ohne Pathos ab, aber mindestens kein literarisch wobei freilich nicht an Opern- gemäßheit gedacht ist, steht der Text beträchtlich über dem Durchschnitt der herkömmlichen Opernbuchmaße. Schade nur, daß die reise Symbolik nicht überall klar und folgerichtig durch- geführt ist.

Lieber ist in der musikalischen Untermauerung der Handlung den Einflüssen Wagner's mehr unterlegen, als seine Kammer- musik hätte vermuten lassen. Sein Streben nach einer be- sonnenen, modernen Kunst immerting nicht, ihn als bloßen Wagner-Nachfahren anzupreisen, und seine leitmotivische Arbeit hat mit der des großen Bayreuthers deshalb wenig zu tun, weil sie sich auf Charakterisierung von Natur- und Gemüts- stimmungen beschränkt, nicht auch auf Kennzeichnung von Per- sonen erstreckt. Erfolgreich ist auch, daß er bei aller häufigen romantischen Behandlung der Singstimmen — dies im weiteren Sinne das Wortes — immer wieder dem Sänger gibt, was des Sängers ist, daß er auch einen zwar noch nicht vollendeten, aber doch meist, gut gehörten Dichtersatz liefert, daß er schließlich mehr „Musikromantisches als Dramatisches“ gibt. Wie denn gegen die Bezeichnung „Bühnenoratorium“ manches Grundbedenken einzuwenden wäre.

Für die Aufführung konnte sich Stieber bei dem schaffens- freudigen Intendanten ehrlich bedanken: Stimmlich ragten der Adam, Schörs, und die Coos, Marie Schulz-Dornburgs, hervor. Rain und Abel waren bei Paul Stieber-Walter, dem Bruder des Tonsetzers, und A. Hermanns in guten Händen. Um musikalische Leitung und Spiel machten sich Oskar Walata und Fritz Diener hoch verdient. Diejenige Einrichtung über- raschte durch ein prächtiges Bühnenbild und sein abgestimmte Beleuchtung. Der Erfolg war zu durchschlagend, wie man ihn hier seit Jahren nicht erlebt haben will, so daß der Ton- setzer mit allen Beteiligten ungeteilt Rufe auf der Bühne er- läutern mußte.

Dr. Max Unger.

Leipziger Premiere.

Aus Leipzig schreibt unser Korrespondent: Theodor La- gers dreiteilige Komödie „Annette“ erzielte bei ihrer Erst- aufführung im Kleinen Theater in Leipzig einen Verblüffungs- und Heterleitererfolg. Es ist nicht mit absoluter Sicherheit zu sagen, ob dies es Stück ohne Steinheim geliebt worden wäre; viel wahrscheinlicher aber als die Abhängigkeit Taggers von Stein- heim scheint mir die Abhängigkeit Steinheims und Taggers von dem gleichen Zeitgeist. Was findet der bitter und zynisch ver- anlagte Schiffschiffler vor, wenn er auf der Plan tritt? Eine jeder Innerlichkeit hochgradigen Abel, in der nur das Eine: „Erfolg und Macht. Die Frau beginnt, das Geld liegt an der Straße, dreißig, aber es liegt und hure hure hopflos geht's fort in laienendem Galopp — Karriere. Ein rollender Wübel von Mensch und Tier, der empore, empore will: Glanz, Ehre, Macht, Geld; nein, Geld zuerst und alles andere stellt sich ganz von selber ein. Da steht der Schiffschiffler, auf einem Punkt außerhalb der wirbelnden Scheibe, und mag er nicht selber mit rotieren, so fahrt er doch wenigstens stolz ein stolzes Wesen- schändchen ins Auge und verfolgt seinen flimmernden Aufstieg. Das Stubennädchen Anna hurt, heßt, hingelängt sich zur Götischen Millionärin empore, in 3 Aktenübungen. Auf Einzel- heiten des Aufstieges kommt es nicht an; Hauptfrage, daß die fliegenden Tieren nicht zur Ruhe kommen. Aber der Geiz behält sich seine Macht vor. Denn ohne angehalten, will sich der Menschenkind Geiz, das lie's vernachlässigt, zuliegen und muß entbeden, daß es sich ihm verweigert. Auch ist die Geiz- wunderkräftig. Ann, die in viele Begegnung hat, ist nicht selbst der gerappte Hohe; sie ist in dem Augenblick, da sie ein Ansehungsbedürfnis an Wüß, Romanistik, an das Un- greifbare empfindet. Gleichzeitig vollzieht sich der andere Rollenwechsel; aus dem inetrainen Wandlungsmuffler wird ein tühler Rechner, der, indes er Verhovens Opus 110 spielt, nur den Klang von Pinte-Pinte hört. In dieser letzten Szene schiner der die Tragikomödie der Annette beginnt, ist die leber- einzige, schmerzgebene und bildhaft geprägte Situation des Taggerschines Sittes eingeklangen. Alles andere hat zwar Tempo und Schmitz, aber keine Bildkraft. Ein Marionettenspiel nicht ohne sinnvolle Bedeutung, dessen Spiel mit Sicherheit bis zu Ende durchgeführt ist. „1920 oder die Komödie vom Unter- gang der Welt“, wie Tagger den Julius nennen will, dem die „Annette“ angehängt. Das klingt ein wenig zu pompös und ist vermuthlich vom Autor selbst nicht ganz ernstlich gemeint. Aber es ist das gute Stück des Meisters, die Bestimmung, die durch einen ihm ins Auge geflossenen Antipathen verzerrt ist, zum Weltuntergang zu steigern. Robert Pitz brachte den Stil der Komödie im Tempo vortrefflich heraus.

Hans Natonek.

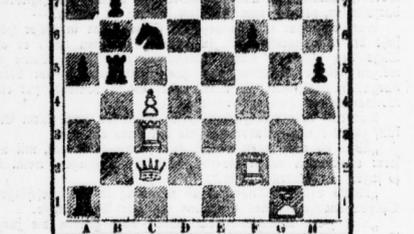
— — — — — Sonntag, wo hatte Roboby dieses Stück, der- reiche Gesicht mit den stark markierten Zügen schon einmal gesehen?

Diesmal brauchte Roboby nicht lange zu grübeln. Hr. Harris Leoz, vor sechs Jahren, im Leipziger Schachklub, der alle amerikanischen Schachspieler zu einem Turnier ein- geladen hatte; dieser ausgemerkte Jubelungse genannt den ersten Preis und wurde dadurch Meister der Schachspieler von Amerika. Dann mochte er noch acht hundert Partien zu gleicher Zeit und gewann sie sämtlich. Im nächsten Jahre mochte ihn der Leipziger Schachklub als Vertreter Amerikas zum inter- nationalen Weltampf nach England schicken, aber Hr. Harris Leoz war nicht zu finden gewesen ...

Wo hier? Ein Verzug jenes Mannes, der sich als höchst Prinzip Menschophiles, als gut oder doch gottähnliches Wesen genannt, hatte! Jamohl, hier wurde ebenfalls Schach gespielt, nur kein so harmloses! — — — — —

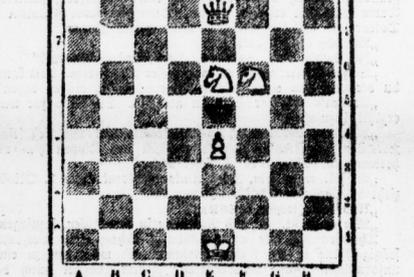
Man sieht R. Kraft, der nebenbei durchaus kein Antisemit war, hat vom Schach nicht allzuviel verstanden. Trotzdem, es freute uns, daß man dem Volk auch vom Schach erzählt.

Aufgabe Nr. 2342.
28. April 1900.
Deutsche Schachzeitung 1876, Seite 1253.



White is to move and has three moves.
Weiß: Ks. Dc. Tc. L2. L1. Sc. Bc.
Schwarz: Kb. Dd. Td. Sc. g3. Bg. Bf. h7. Kf.

Aufgabe Nr. 2344.
C. U. 28. März.
(1900.)



White is to move and has two moves.
Weiß: Kd. Dd. Sc. Kf. Dd.
Schwarz: Kc.

Aufgabe Nr. 2347.
Weiß: Kc. Dc. Tc. L2. L1. Sc. Bc.
Schwarz: Kb. Dd. Td. Sc. g3. Bg. Bf. h7. Kf.

Table with chess moves and analysis:

| | | | |
|-----------|--------|-------------|---------|
| 1. e2-e4 | e7-e5 | 17. Lf3xg4 | Df4xg4 |
| 2. Sc1-f3 | Sc8-f6 | 18. Dc2-b3 | Dd4-f4 |
| 3. Sd3-f4 | d7-d6 | 19. Sc2-b1 | Sd7-e6 |
| 4. Sc3-d3 | Sb6xc4 | 20. Sc1-b2 | Sb4-c3 |
| 5. d2-d3 | | 21. Sc3-a4 | Tb8-a6 |
| | | 22. Sc4-b3 | Tc7-a6 |
| | | 23. Dc3-b3 | Tc7-a6 |
| | | 24. Dd3xh7 | Tc7-a6 |
| | | 25. Ta1-d1! | Sd4-g4! |
| | | 26. Dd7-e7 | |

Wir würden Lg3 vorgezogen haben, denn nur mehr kann Spiel 14 nicht mehr behauptet werden.

Table with chess moves and analysis:

| | | | |
|---------|--------|------------|--------|
| 13. ... | Dd8xg7 | 31. e5-e6 | Tf7xg6 |
| 14. ... | Dd7-d6 | 32. Td1-d2 | Sb3-g4 |
| 15. ... | Td8-d7 | 33. Dd8xg3 | Tg6-g4 |
| 16. ... | Ld3-f5 | 34. Te1-d2 | Dd4-c4 |

Hier mag sich bereits der Furch der beiden Tez. Spiel 14 kann nicht mehr behauptet werden.

Das dritte Gebot! Weiß gibt auf. Der sehr empfindenswerte, Deutsche Schachklub entzweien.

Endspiel.



White is to move and has two moves.
1. Sc3-e5, Dxc5 2. Sc3-b4 etc.
Dd4 2. Sc3-b4 etc.
Dd4 2. Sc3-b4 etc.
Dd4 2. Sc3-b4 etc.

Schach

Schach in der Literatur.
Wir haben schon wiederholt darauf verwiesen, daß in der modernen Belletristik nur äußerst selten Stellen vorkommen, welche längere oder längere Schachpartien enthalten oder sonst wie auf das Schachspiel Bezug nehmen. Dabei haben wir keine Gelegenheit veräumt, die betreffenden Partien dem Fortleser nachzuübersetzen. Heute bringen wir als eine ganz besondere Neuigkeit eine Schachpartie aus einem sehr berühmten — Kolportageroman, die am so überraschender wirkt, als die große Menge bekannter Partien für Schach nicht viel übrig hat. Es handelt sich um „Detektiv Robobys Reifebenteuer“ von Robert Kraft; in Band VII, Seite 482/3 können wir lesen: